In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 114. | Posen, den 19. Mai 1928. | 2. Jahrg.

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibanjez.

(Einzig berechtigte Uebersetzung von Otto Albrecht van Bebber.

20. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Abends sprach man in Sevilla nur von Gallardos Unfall. Der Telegraph arbeitete wie bei einem Attentat auf eine politische Persönlichkeit, Extrablätter erschienen, und die Zeitungen ganz Spaniens brachten spaltenlange Berichte.

Durch die Calle de las Sierpes schwirrten trostlose Gerüchte, die der Hang der Südländer zu Uebertreibungen noch mehr aufbauschte.

„Der arme Gollardo ist eben verschieden," berichtete jemand. „Ich sah ihn auf dem Bett liegen, weiß wie Papier, ein Kreuz zwischen den Händen."

Andere ließen ihn noch leben, aber auch ihre Nachrichten lauteten schlimm.

„Herz und Eingeweide, alles bloßgelegt. Der Toro hat ein Sieb aus ihm gemacht."

Ein um die Plaza gezogener Kordon von Polizisten mußte die erregten Menschen verhindern, das Verbandszimmer zu stürmen. Einmal erschien der Nacional in der Tür und traf Anordnungen für den Transport seines Maestros.

„Senjor Sebastian, Sie waren ausgezeichnet. Ohne Sie . . ."

Aber unwirsch wehrte er die Glückwünsche ab.

„Alles . . . Schwindel! Senjor Juan geht es sehr schlecht. Ein Bein ist purer Brei. Unter dem Arm ein Stich und was weiß ich außerdem noch . . . Eben kam er zum Bewußtsein zurück und jetzt wollen wir ihn nach Hause bringen."

Schweigend folgte die Menge der Bahre. Der Weg wurde lang, denn jeden Augenblick beugte sich der Nacional — noch in Kampftracht, deren Schimmer mit den Anzügen der anderen seltsam kontrastierte — über den Verwundeten und befahl den Trägern, eine Pause zu machen. Hinter der Bahre gingen die Aerzte der Plaza und die Mitglieder der Fünfundvierzig, unter ihnen Don José, sowie der Marquis von Moraima, alle eins mit den zerlumptesten Gestalten Sevillas in dem Gefühl gemeinsamer Trauer.

„Welch ein Unglück, Senjor Marqué!" äußerte ein blonder, pausbäckiger Bauer, der schon zweimal Leute, die ihn beim Tragen der Bahre ablösen wollten, rauh zurückgewiesen hatte.

„So ist es, mein Junge! Ein großes Unglück."

„Und glauben Sie, daß er sterben wird, Senjor Marqué!"

„Das steht zu befürchten, falls ihn nicht ein Wunder rettet. Er ist bös zugerichtet." Dabei legte ihm der Marquis seine Rechte auf die Schulter, wie um den Unbekannten, dessen Kummer sich in seinem Gesicht ausprägte, zu danken.

Das Hereinschaffen der Bahre in Gallardos Haus ging mühsam vonstatten. Im Patio ertönte verzweifeltes Jammern, während Potaje mit seinen Kameraden das Tor gewaltsam vor der nachdrängenden Menge verteidigen mußte.

Aeußerst behutsam wurde der mit blutigen Binden umwickelte Espada auf ein Bett gelegt. Von seiner Kampftracht trug er nur noch einen rosafarbenen Strumpf; alles andere hatte die Schere zerschnitten. Der Zopf hing aufgelöst und wirr über das Gesicht, das blaß wie eine Hostie schimmerte.

Langsam schlug er die Augen auf, als er eine weiche Hand auf der seinigen fühlte und machte einen mühsamen Versuch, Carmen zuzulächeln — einer Carmen, weiß wie er selbst, mit trockenen Augen, blutlosem Mund und einem Ausdruck fassungslosen Entsetzens.

Die Freunde des Matadors mischten sich rücksichtsvoll ein und baten sie, sich zurückzuziehen, denn die größte Arbeit der Aerzte stand noch bevor.

Der Nacional, den Gallardo zu sich winkte, mußte sich tief über den Mund seines Maestro beugen, um das leise Flüstern verstehen zu können.

„Juan will," sagte er draußen im Patio, „daß man sofort den Doktor Ruiz telegraphiert."

„Schon geschehen", antwortete Don José. Als ihm auf der Plaza die Schwere der Verwundungen klar wurde, hatte der umsichtige Bevollmächtigte von sich aus dem Doktor Nachricht gegeben, der wahrscheinlich bereits auf der Bahn saß.

Wieder fragte Don José die Aerzte um ihre Meinung. Nach ihrer ersten Bestürzung neigten sie jetzt zu einem gewissen Optimismus. Möglich, daß er mit dem Leben davonkam, dank seiner fabelhaften Konstitution. Das Schlimmste, diese ungeheure Erschütterung seines ganzen Organismus, die genügt haben würde, um andere auf der Stelle zu töten, war glücklicherweise überstanden, diese verhängnisvolle Ohnmacht gewichen. Doch litt er an übergroßer Schwäche. Die Wunden selbst sahen sie nicht als lebensgefährlich an. Vielleicht büßte der Arm an Beweglichkeit ein. Wenig Hoffnung aber bot das gebrochene Bein, das höchstwahrscheinlich lahm blieb.

Da erst verlor Don José die bisher bewahrte Fassung.

„Das ist unmöglich. Halten Sie es für logisch, daß Juan lebt und nicht kämpft? . . . Und wer sollte seinen Platz ausfüllen? Das darf nicht sein. Das kann nicht sein! Der erste Matador der Welt . . . und Sie dekretieren kaltblütig, daß er sich von der Arena zurückzieht?"

Am nächsten Morgen hastete der Bevollmächtigte nach einer an Gallardos Bett verbrachten Nacht zum Bahnhof. Der Schnellzug von Madrid kam an und mit ihm der Doktor Ruiz. Seinen wabbeligen, von den kurzen Beinchen getragenen Buddhabauch unter der lockeren Weste hin- und herschlenkernd, lächelte er freundlich in seinen weißgelben Bart. Ohne Gepäck, so wie er ging und stand, war er zur Bahn geeilt.

Nachdem ihm die Aerzte in einer Ecke des Krankenzimmers flüsternd Bericht erstattet hatten, trat er mit beherzter Miene zum Bett.

„Mut gefaßt, mein Lieber! An dieser Sache gehst du nicht ein, du Glückspilz."

Damit machte er sich an eine minutiöse Untersuchung. Ein schwerer Fall, kein Zweifel! Aber wie-

viele derartige konnte er nicht in seiner langen Praxis aufweisen! . . . Bei den gewöhnlichen Krankheiten, von ihm die „üblichen" genannt, schwankte er ungewiß und wagte kaum eine Diagnose zu stellen. Aber die Verwundungen der Stiergefechte, bei denen er die verblüffendsten Heilerfolge erzielte, gehörten zu seiner Spezialität.

„Wer nicht auf der Plaza selbst stirbt," pflegte er zu äußern, „kann schon beinahe von sich sagen: gerettet. Die Heilung ist nur eine Frage der Zeit."

Drei Tage lang mußte Gallardo die grausamsten Operationen aushalten, — brüllend vor Schmerz, da seine Schwäche eine Narkose nicht zuließ —, bis der Doktor Ruiz den letzten Knochensplitter aus dem Bein entfernt hatte.

„Wer wagte zu behaupten, daß du untauglich bleiben würdest?" rief der Arzt, zufrieden mit seinem Werk. „Du wirst kämpfen, mein Sohn, und dir noch manchen Beifall holen."

Auf seine Anordnung hin war die Familie des Toreros in Don Josés Haus übergesiedelt. Die Frauen störten, besonders während der Operationen wurde ihre Nähe unerträglich. Ein Stöhnen Gallardos genügte, um sogleich im ganzen Haus jammerndes Echo zu erwecken, und Carmen mußte mit Gewalt abgehalten werden, an ihres Gatten Bett zu stürzen.

Der Schmerz hatte sie gänzlich verändert, all ihren Groll ausgelöscht.

„Ich bin schuld, ich weiß es", klagte sie sich vor dem Nacional an. „Mehrmals hörte ich ihn sagen, wenn doch nur ein Toro mit ihm ein Ende machen würde. Ich war schlecht zu ihm, habe ihm das Leben verbittert!"

Vergeblich schilderte ihr der Banderillo alle Einzelheiten der Corrida, um sie zu überzeugen, daß nur ein unglückseliger Zufall die Ursache sei. Sie blieb bei ihrer Meinung, daß Gallardo den Tod gesucht hätte.

Als die Familie zurückkehren durfte, betrat Carmen das Krankenzimmer mit niedergeschlagenen Augen, tief beschämt über ihre frühere Feindseligkeit.

„Wie geht es dir?" fragte sie leise, seine Hand umklammernd. Und so blieb sie — stumm, zaghaft — neben ihm sitzen und kniete im Gedanken am Bett nieder, um seine Verzeihung zu erbitten. Der Aermste! Aber alles sollte jetzt vergessen sein! Und ihre einfache Seele spiegelte sich in ihren Augen mit einem hingebenden Ausdruck, einer Mischung von Liebe und mütterlicher Zärtlichkeit.

Gallardo, der mager und bleich in den Kissen lag, schien kleiner geworden zu sein. Von dem stolzen Matador, dessen Tollkühnheiten das Publikum hinrissen, war nichts übrig geblieben. Er klagte, daß er diese untätige Ruhe nicht aushalten könnte, beschwerte sich über das bleierne Gewicht des zur Unbeweglichkeit verurteilten Beins. Die qualvollen, bei vollem Bewußtsein durchgemachten Operationen schienen ihm den Mut genommen; auch seine frühere Fähigkeit, im Ertragen von Schmerzen untergraben zu haben, denn bei dem kleinsten Anlaß hörte man ihn stöhnen.

Sein Zimmer war zu einem Treffpunkt für alle Aficionados geworden. Der Rauch der Zigarren mischte sich mit dem Geruch von Jodoform, und auf den Tischen standen zwischen Medizinflaschen, Wattepaketen und Binden die Weinkaraffen.

„In ein paar Monaten sehen wir dich wieder in der Arena", riefen ihm die Besucher zu, die ihm mit ihrem lauten Optimismus Mut machen wollten. „Gott sei Dank, du bist in gute Hände gekommen. Der Doktor Ruiz bringt Wunder fertig."

Auch dieser zeigte eine zuversichtliche Miene.

„Schauen Sie hin: er raucht schon. Und ein Kranker, der rauchen kann . . ."

Bis spät in die Nacht hinein leisteten er, Don José und einige Leute der Cuadrilla dem Verwundeten ständig Gesellschaft. Kam Potaje, so setzte er sich in möglichste Nähe der Flaschen

Das Gespräch drehte sich immer um Stiere, denn mit Don José von etwas anderem zu reden, war unmöglich. Sie diskutierten über die Fehler und Vorzüge der einzelnen Espadas, erörterten ihre Einnahmen, und Gallardo hörte anfänglich regungslos zu, bis ihn allmählich im Summen der Unterhaltung einschläferte.

Meist sprach Ruiz, von dem die ernsten, bewundernden Augen des Nacional nicht abwichen, allein. Was dieser Doktor nicht alles wußte! . . . Und in gläubigem Vertrauen überging der Banderillo seinen Meister Don Rafael, um den Arzt zu fragen, wann die Revolution ausbrechen würde.

„Was hast du dich darum zu kümmern? Lern du die Stiere gehörig kennen, damit dir kein Unglück passiert!"

„Ich glaube, daß ich als Bürger und Wähler ein Recht auf eigene Meinung besitze," protestierte der Nacional. „Ich bin Torero, gewiß, und weiß, daß es ein niedriger, reaktionärer Beruf ist. Trotzdem darf ich wohl meine Ideen haben. Die Schuld an allem trifft Fernando den Siebenten, — jawohl, Senjor —, der die Universitäten schloß und dafür die Stierkämpferschule in Sevilla gründete, wodurch er unsere Kunst verhaßt und lächerlich machte. Verflucht sei dieser Tyrann, Doktor!"

Der Banderillo kannte die Politik der Vergangenheit, soweit sie mit dem Stierkampf in Verbindung stand, und wie er den Sombrerero und andere Matadore als Parteigänger des Königs Ferdinand verabscheute, so rühmte er den stolzen Juan Leon, der es wagte, zu Zeiten des Absolutismus, als man die Liberalen als „Schwarze" bezeichnete, in einem schwarzen Kampfkostüm den Drohungen des Pöbels auf der Plaza die Stirn zu bieten. Doch trotzdem es auch unter den Stierkämpfern zu allen Zeiten achtenswerte Männer gegeben hatte, betrachtete Sebastian ihre Kunst heutzutage als barbarischen Beruf.

„Und wo hast du das Wörtchen „reaktionär" ausgegraben?" fragte Ruiz. „Du bist ein guter Kerl, Nacional, und willst zweifellos das Beste. Aber bei alledem bist du ein Dummkopf!"

„Stimmt!" rief Don José. „In seinem Parteivorstand hat man ihm mit lauter Predigten den Kopf verdreht."

„Der Stierkampf bedeutet einen Fortschritt, Sebastian," sagte der Doktor sehr ernsthaft, „einen Fortschritt in den Sitten unseres Landes, eine mildere Art der öffentlichen Vergnügungen, denen sich die Spanier zu den Zeiten hingaben, von denen dir dein Don Rafael wohl häufig erzählt haben wird."

„Und Ruiz, ein Glas in der Hand, sprach und sprach, nur bisweilen mit einer kurzen Pause, um einen Schluck Wein zu nehmen.

„Daß der Stierkampf aus alter Zeit herstammt, ist eine große Lüge. Zwar tötete man auch früher in Spanien zur Belustigung des Volkes wilde Tiere, doch der Kampf, wie wir ihn heute haben, war unbekannt. Der Cid kämpfte mit der Lanze gegen Toros — richtig! Maurische und christliche Caballeros vertrieben sich die Zeit mit ihnen im Zirkus. Aber es gab weder den Berufstorero, noch tötete man die Tiere nach bestimmten Vorschriften auf eine ritterliche Art.

Nur bei ganz besonderen Anlässen — Heirat im königlichen Hause, Friedensschluß oder Einweihung einer neuen Kapelle in der Kathedrale — hielt man Stiergefechte ab, bei denen glänzende Kavaliere in die Arena ritten, um vor den Augen der Damen den Toro mit Lanze oder Wurfspeer anzugreifen. Warf der Stier die Reiter aus dem Sattel, so zogen sie das Schwert und töteten das Tier mit Hilfe ihrer Diener, wie sie konnten. Bei den Volkscorridas dagegen stürzten die Zuschauer haufenweise in die Arena, um den Toro umzureißen und ihm mit Dolchstichen ein Ende zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spieluhr.

Von Georg Grabenhorst.

Im allgemeinen soll ich kein unartiges Kind gewesen sein (hat mir meine Mutter versichert!), nur Fremden gegenüber und alten Tanten habe ich mich nicht immer so gezeigt, wie man es erwartete. Ich weiß das noch sehr gut. Ich haßte das Getätschel und Getue, das diese Leute an sich haben. Ich fühlte mich beleidigt durch die Offensichtlichkeit, mit der sie mich als „Kind" behandelten, mühelos, obenhin, als merkte ich nicht, wie eingebildet und falsch ihre Zärtlichkeit war. Unter diesen Tanten gab es eine, ein kleines verhutzeltes altes Frauenzimmer, das mir ganz besonders unsympathisch war, und ich sträubte mich jedesmal mit Händen und Füßen, bei ihr zu bleiben, soviel sie meinen Eigensinn mit Marzipan und Buttersemmeln zu besänftigen suchte. Da zeigte sie mir einmal ihre Spieluhr. Ich durfte das kleine Ding selbst mit dem Schlüssel aufdrehen. Von diesem Tage an duldete ich, nicht ohne gelegentliche Hemmungen und Rückfälle, ihre erwachsenen Gefühle.

Meine gute alte Tante hat diese Welt der Mißverständnisse und Enttäuschungen hinter sich gebracht. Die Tränen, die an ihrem Grabe geweint wurden, sind gewiß nicht heiß gewesen, und was mich angeht, so war ich sieben Jahre alt und freute mich über meinen neuen Anzug und den Trauerflor, um den sie mich in der Schule beneideten. Ihrer Wandlungen auf dieser Erde hat meine Tante schließlich keine Spur gelassen, außer ein paar silbernen Löffeln und — der kleinen Spieluhr hier, die neben meinem Schreibtisch steht, auf der Fensterbank.

Es ist ein braunes Holzkästchen, sechs Zentimeter hoch, zwölf lang und acht breit, sauber geriffelt, mit einer wunderschön geschnitzten Rose auf dem Deckel, der sich übrigens etwas gezogen hat, weil er so in der Sonne steht. Wenn man den Deckel aufklappt, sieht man gleich das kunstvolle Werk, es ist ganz aus Messing, nur der Stimmkamm nicht, und die Stifte sind so präzise auf die Walze gesetzt, das man es kaum glauben kann. Wenn man schräg dagegenguckt, sehen sie wie Bartstoppeln aus, kleine blonde Bartstoppeln, mit häufigen Lücken darin und unregelmäßig wie bei einem Primaner. Links in der Ecke ist ein kleiner Propeller eingehängt. Wenn er stillsteht, ist er empfindlich wie ein junges Mädchen. Man braucht nur ein wenig daran zu tippen, gleich dreht er sich um. Wenn man die Feder aufgezogen hat, dreht er sich so schnell, daß man ihn überhaupt nicht mehr sieht. Dann sind noch viele kleine Zahnräder, Stangen und Bügel, eine Dose, von der ich glaube, daß die Feder darinsitzt, eine richtige Lyra, die mit rotem Tuch unterspannt ist und sehr festlich aussieht, und unzählige winzige Schrauben, wie in einer Taschenuhr. Im Deckel eingeklebt befindet sich das Programm: „4 Airs. Harfe. 1. S' ist mein echtes Wiener Blut. Marsch. 2. Der Tauber. 8. Der lustige Krieg (nur für Natur'. Walzer.) 4. Lukrezia Borgia Di pescatore. Folgt der Name des Kapellmeisters: des Herrn J. H. Heller in Bern.

Das ist die kleine Spieluhr, so gut ich sie beschreiben kann und wie sie hier neben mir steht. Aber das ist ja nur das Aeußere. Das ist nicht mehr von ihr beschrieben, als wenn ich von meiner Tante sagte, daß sie ein kleines verhutzeltes Frauenzimmer war. Wie soll ich das andere aber beschreiben, wie soll ich das beschreiben, was wir Menschen unter uns *Seele* nennen, so oft übersehen und mißverstehen, und verhärmt und verbittert zu Grabe tragen? Wie soll ich das beschreiben bei meiner kleinen Spieluhr hier, wenn ich es nicht einmal vermag bei meiner armen alten Tante da in ihrem Grabe?

Nein, das kann ich nicht.

Aber abends, wenn es anfängt dunkel zu werden, in der Dämmerung, wenn die Schritte da unter meinem Fenster leiser gehen, wenn keine Wagen mehr vorbeirollen, keine Lastautos, wenn der Lärm des Tages seine Ruhe findet, — abends, wenn ich die Feder hinlege, die Brille absetze, und die Bücher da beiseiteschiebe, wenn ich mich in den Stuhl zurücklehne und die Lider schließe über den müden, brennenden Augen, — wenn dann diese Stille da ist, diese horchende Stille nach dem Laut der Dinge, diese Stille hinter dem mühsam Vollbrachten, hinter dem mühsam Bezwungenen, diese Stille, die das Heiße, das Brennende kühlt und dem Wissen vom Ewigunzulänglichen die Hände faltet, — dann, wenn ich dann zur Seite taste, nach der Fensterbank, nach dem Kästchen, wenn ich den Schlüssel hineinstecke, ein paarmal umdrehe, und es auf den Schreibtisch stelle, zwischen Tintenfaß und Kalender, und das kleine Wesen dann seine Harfe spielt: Lukrezia Borgia und das Wiener Blut, den Tauber und den lustigen Kriegswalzer, erst ein wenig zu leidenschaftlich, zu schnell, dann ruhiger werdend, langsamer, und schließlich, auf eine unaussprechlich rührende Weise, wie von großer träumerischer Müdigkeit mehr und mehr überkommen, auf einmal innehält, mitten im Satz, daß man noch sekundenlang lauscht und wartet und dann, wie über einem geliebten Atem, fühlt: so, nun ist es gut, nun ruht sie, nun wollen auch wir zur Ruhe gehen . . . , o, dann weiß ich, dann meine ich soviel zu wissen von dieser kleinen Seele Spieluhr, daß mir ist, als wäre darin enthalten, hauchzart und heimlich, ein Ahnen um hunderttausend Seelen, die in diesem Augenblick zur Ruhe verlangen, sehnsüchtig-müde zur Ruhe, und vielleicht auch ein Ahnen um solche, die die letzte, die ewige Ruhe schon genießen, vielleicht auch ein Ahnen um die verhutzelte und grundgütige Seele eines alten Frauenzimmers . . .

Mein kleiner Neffe macht sich auch nichts aus Marzipan und Buttersemmeln. Ich will ihm die Spieluhr zeigen, und er soll sie ganz allein aufdrehen dürfen.

Rolf Seeharsch:

Ständig Mai.

Dort, wo die Alpendohle und der stolze Aar
Hoch über Felsengraten ihre Kreise zieh'n,
Dort, wo der Bartgams sichert hoch im eis'gen Kar,
Wo in den steilsten Wänden Edelröslein blüh'n:
Dort schlägt mein Herz so frei
Bei kühner Jägerei.
Dort ist in meinem Herzen
Ständig Mai . . .

Dort, wo der Spielhahn balzt und wo der Urhahn schleift,
Im frühen Morgengrau'n, eh' noch der Tag anbricht,
Dort, wo die Heidelbeere hoch im Schlage reift,
Dort, wo der Feisthirsch äst im Abenddämmerlicht:
Es ist mir einerlei,
Zu solcher Jägerei
Ist mir's ob's stürmt, ob's schneit
Beständig Mai . . .

Dort, wo der Hüterbub' und wo die Sennerin
Vor lauter Lebensfreude frohe Jodler singen
Wo zwischen Almenrausch die Weiderinder zieh'n
Und wo hier dumpf — dort hell — der Leitküh' Glocken klingen:
Dort ist mein Sinn so frei,
Bei hehrer Jägerei.
Dort ist in meinem Innern
Ständig Mai . . .

Dort, wo der Alpenhase und das Schneehuhn lebt,
Dort, wo der rote Bock be:ört das Schmalreh sprengt,
Wo an der Felsenwand mein Jägerhütt'l klebt,
Dort ist mein Leben frei, mein Atem unbeengt:
Es sei denn, wie es sei,
Du. meine Jägerei;
Schenkst meinem Jägerherzen
Ständig Mai . . .

*

(Mit besonderer Genehmigung des Romantik-Verlages Berlin NW. 87, dem Buche „Tannenreisig" von Rolf Seeharsch entnommen.)

Das Familienleben der Seebären.

Es soll hier nicht von den alten Seeleuten die Rede sein, die man allgemein Seebären nennt, weil sie eigentlich ja mehr auf dem Wasser als auf dem Lande zu Hause sind —, sondern von dem *wirklichen* Seebären, der in den Zoologie den Namen Arcotocephalus ursinus hat und dessen Fell uns allen bekannt ist, da es seit Jahren schon den Lieblingspelz der Damen vorstellt, unter dem Namen Sealskin. Die Grundfarbe dieses Fells ist dunkelbraun, das bei den gesuchtesten Exemplaren in ein tiefes Braunschwarz übergeht und meist mit Silberhärchen durchsetzt ist. Die kostbarsten Felle sind die Alaskaseals. Bei der Verarbeitung werden die harten Oberhaare entfernt, so daß nur das seidenweiche Grundfellchen zurückbleibt. Auf diese Weise läßt sich wohl jede Dame nur allzu gern einen Bären aufbinden.

Die Seebären sind wesentlich kleiner als die Seelöwen, und selbst die größten Männchen messen von der Spitze der Schnauze bis zum Ende der hinteren Flossenfüße nicht mehr als zweieinhalb Meter; sie kommen hauptsächlich im nördlichen Stillen Ozean vor.

Das Eigentümlichste an den Seebären ist ihr Trieb zur Geselligkeit; sie leben fast immer in einer wohlgeordneten Gemeinschaft, in der der stärkste der männlichen Bären, der sogenannte Leitbulle, mit größtem Nachdruck seine Herrschaft ausübt. Zu diesem einen müssen alle Weibchen aufblicken. Er führt die Herde und verteidigt sie gegen Feinde, wozu er durch seine ungeheure Kraft und sein Gebiß befähigt ist. Die Wunden, die er seinem Feinde beibringt, sehen fürchterlich aus, heilen aber meist überraschend schnell. Auffallend ist, daß das Weibchen nur ein, allerdings hochentwickeltes Junges zur Welt bringen, das drei bis vier Kilogramm wiegt und sich vom ersten Augenblick an sehr selbständig gebärdet. Unmittelbar nach seiner Geburt beginnt es zu saugen. Die Seebärin ist eine sehr gute Mutter und liebt ihr Kind zärtlich; sie hält treue Wacht bei ihm, sucht es gegen alle Gefahren zu schützen und unterweist es in allem, was ein richtiger Seebär lernen muß. Wenn auch nur das leiseste Geräusch in ihrer Nähe hörbar wird, wird die Alte unruhig, das Junge schreit auf, die Alte belfert verteidigungslustig und hält Umschau. Zeigt sich jedoch dann nichts Bedrohliches, so legt sie sich wieder nieder. Wird ein Schuß abgefeuert, so springt sie sofort von ihrem Platz auf sonnigen Felsen ins Meer hinab und treibt ihr Junges dem

sicheren Meere zu. In den ersten fünf Wochen verlassen die Mütter ihre Jungen höchstens auf Augenblicke; dann jedoch gehen sie für längere Zeit ins Meer, um Nahrung zu suchen. Die Jungen haben zunächst Furcht vor dem Wasser und sind nur widerstrebend zu bewegen, zu schwimmen. Haben sie jedoch diesen Widerwillen erst einmal überwunden, sind sie bald ganz vertraut mit dem nassen Element.

Die Seebären kommen meist Mitte April an Land und suchen sich geeignete Lagerplätze, und zwar beansprucht jeder alte Seebär einen Platz von etwa 25 Quadratmeter, um sich und seinen Harem, der meist aus zehn bis fünfzehn Weibchen besteht, unterbringen zu können. Dieser Platz wird eifersüchtig gehütet; die jüngeren Männchen müssen sich mit schlechteren und kleineren Plätzen begnügen. Bis zum 15. Juni sind alle Männchen versammelt und alle Plätze vergeben; nun können die Weibchen kommen, die sich dann auch im Laufe des Juli in reicher Zahl einfinden. Man hat beobachtet, daß die Weibchen häufig den Wunsch zu haben scheinen, sich mit einem bestimmten Männchen zu vereinen, denn die Weibchen erklettern die höchsten Felsen, halten von dort Umschau und lassen auch einen Lockruf ertönen, um zu hören, ob eine bekannte Stimme ihnen antwortet. Ist das der Fall, so suchen sie den Harem dieses Männchens auf. Sonst werden sie von einem der Männchen durch böses Gebrumm gezwungen, sich in seinen Harem zu begeben. Doch kommt es häufig vor, daß Männchen, die ihren Platz über ihm haben, ihm die Weibchen stehlen, indem sie sie mit den Zähnen packen, emporheben und in den eigenen Zwinger schleppen. Zuweilen kämpfen zwei Männchen erbittert um ein Weibchen, sehr oft fallen aber auch die beiden Nebenbuhler über den Gegenstand ihrer Zuneigung her und verwunden ihn gefährlich, wenn sie ihn nicht gar in Stücke zerreißen. Ist der Harem gefüllt, so hält das Männchen auf Ordnung und Ruhe.

Sehr häufig ist beobachtet worden, daß die Weibchen, während die eifersüchtigen Nebenbuhler sich streiten, ins Wasser gleiten, um die Werbungen eines Außenseiters, eines sogenannten Junggesellen, zu erhören. Kehrt es von einem solchen Ausfluge an die Küste zurück, so wird es von allen Männchen der Versammlung mit Gleichgültigkeit behandelt; das Weibchen hat alles Interesse für sie verloren.

Die alten Seebären bleiben etwa vier Monate auf ihren Lagerplätzen, ohne in dieser Zeit irgendwelche Nahrung zu sich zu nehmen; sie magern infolgedessen völlig ab. Nach Verlauf dieser Zeit treten sie ihre Plätze an die jüngeren Seebären ab und ziehen selber auf Jagd. Die schöne Zeit der jungen Liebe ist vorbei, sie besinnen sich wieder auf Mannesarbeit und Mannespflichten.

Das Leben der Seebären ist dem der Seehunde im allgemeinen natürlich ähnlich, doch sind gerade die Verhältnisse während der Paarungszeit bei dem Seebären etwas Einzigartiges.

P. K.

Der erste Schrei des Menschen.

Der erste Schrei des Neugeborenen ist die Himmelsmelodie der Mutter. Sie lauscht ihm verzückt, in Schmerzen lächelnd. Das gesunde Kind schreit! Es ist sein Wille zum Leben, sein erster Atem. Ein Kind, das nicht schreit, ist dem Tode geweiht. Die Lungen versagen, die Atmung bleibt aus. Manchmal versucht die „weise Frau" durch Klapse nachzuhelfen, nicht immer gelingt das, und wenn der Arzt nicht zur Stelle ist, muß der kleine Mensch sterben, ohne geatmet zu haben.

Der amerikanische Arzt Dr. Henderson von der Yale-Universität veröffentlicht jetzt seine Untersuchungen über die Atmung der Neugeborenen. Er nennt die erste Stunde nach der Geburt die gefährlichste Krise im ganzen Menschenleben. Nach den Feststellungen des Arztes sterben mehr Kinder in dieser ersten Stunde nach der Geburt, als sonst durchschnittlich Menschen während irgend eines ganzen Monats im späteren Leben sterben.

Dr. Henderson hat Versuche angestellt, die in solchen Fällen das Leben der Neugeborenen retten sollen. Bekanntlich gibt es im Gehirn ein Nervenzentrum, das sogenannte Atemzentrum, das die Atmung anregt, so bald das Blut zu viel Kohlensäure enthält, jenes Gas, das in der ausgeatmeten Luft abgegeben wird. Henderson bringt neugeborene Kinder, die den ersten Schrei nicht von sich geben, dadurch zum Atmen, daß er ihnen Luft, in der ein wenig Kohlensäure enthalten ist, vorsichtig in die Lungen bläst. Das Nervenzentrum reagiert darauf, und die Atmung setzt ein.

Des Kindes erster Schrei beglückt die Mutter . . .

Die Anfänge der Polarforschung.

Folgendes Kapitel entnehmen wir dem Werk „Polarfahrten", die wichtigsten Entdeckungsreisen in den Eismeeren mit Berichten der Forscher und ihrer Gefährten von Paul Gerhard Zeidler, Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin SW. 68.

Wer als erster die Regionen des ewigen Eises gesehen? Pytheas[1]) aus Massilia[2]), ein gelehrter Grieche, der über gründliche geographische, astronomische, maritime und ethnographische Kenntnisse im Rahmen der damaligen Zeit verfügte, soll die erste erfolgreiche Polfahrt gewagt haben. Wir besitzen keine zuverlässigen Berichte über seine Reise. Was wir davon wissen, ist meist sagenhaft. Nur aus den Schriften der Gegner des Pytheas, die seine Verdienste in den Augen der Welt herabsetzen wollten, ist uns einiges überliefert. Wahrscheinlich ist er bis in die Gegend der Shetlandsinseln vorgedrungen. Der von ihm angeblich entdeckten Insel hat Pytheas keinen Namen gegeben. Sie ist erst später auf den Namen „Thule" getauft worden. Heute betrachten wir Island als die sagenumwobene Insel Thule, die von Goethe und anderen Dichtern besungen worden ist.

[1]) Um 325 v. Chr.
[2]) Das heutige Marseille

Dann trat ein jahrhundertelanger Stillstand ein. Die Forschertätigkeit hielt bis zum neunten Jahrhundert einen ausgiebigen Dornröschenschlaf. Um diese Zeit begannen die kühnen Seefahrten der Normannen, die uns aus den spannenden Piraten- und Seeräubergeschichten bekannt geworden sind. Wer hätte sie als richtiger Junge nicht mit heller Begeisterung gelesen und den Mut der kühnen Männer leidenschaftlich bewundert? Jedenfalls kannten die Normannen bereits im zwölften Jahrhundert einzelne Teile der grönländischen Küste.

Ueber die Entdeckung und Besiedelung Grönlands, dem Ziel der ersten Fahrten der Normannen, sagt Oscar Peschel in seiner „Geschichte der Erdkunde" (Leipzig. 1865):

„Man hat eigentlich recht, sich zu wundern, daß die Normannen so rasch die Vorzüge und Reize ihrer begünstigten Heimat mit dem kahlen, baumlosen Eilande vertauschen konnten, über dessen Gletschern und spröden Lavafeldern ein ewig trüber Regenhimmel schwebt. Die meisten jener Ansiedler suchten auch nicht aus freier Wahl die ferne Insel auf, sondern als Flüchtlinge, weil sie wegen Bluttaten in ihrer Heimat vom Volksgericht für friedlos erklärt waren."

Der südlichste Punkt Grönlands liegt ungefähr mit Petersburg in derselben Breite. Früher wurde Grönland als sechster Erdteil betrachtet, so lange die Ansicht eines geschlossenen arktischen Festlands herrschte. Von alters her bis auf unsere Tage hat Grönland in der Geschichte der Nordpolfahrten einen breiten Raum beansprucht. Zuweilen ist es als Ausgangspunkt oder als Stützpunkt und ebenso oft auch als Ziel der Expeditionen erwählt worden. Sein Inneres ist wegen der ungeheuren Ausdehnung und der gewaltigen Eismassen, von denen die Insel bedeckt ist, bis auf unsere Tage nicht völlig ergründet.

Aus aller Welt.

Toller-Uraufführung in Braunschweig. Ernst Tollers galantes Puppenspiel „Die Rache des verhöhnten Liebhabers" gelangt am 19. Mai 1928 im Landestheater in Braunschweig zur Uraufführung.

Ewig wandernde drahtlose Wellen? Ein Ingenieur der Marconigesellschaft hat die Theorie aufgestellt, daß die drahtlosen Wellen eigentlich nie ganz verloren gehen, und daß es möglich sei, sie immer wieder mit Hilfe entsprechender Empfangsapparate aufzufangen. Es soll bereits gelungen sein, solche Wellen, die schon dreimal um die Erde gegangen waren, wieder aufzufangen.

Menschenfresserei auf Neu-Guinea. Missionare, die aus Sidney in London eingetroffen sind, erzählen, daß auf Neu-Guinea seit Weihnachten 500 Papuas getötet und ihre Leichen verzehrt worden seien. Die amtlichen Stellen bewahrten über diese Vorkommnisse vollkommenes Stillschweigen. Die Kämpfe und Siegesfeste hätten stets während der zeitweiligen Abwesenheit der Regierungsbeamten stattgefunden.

Tabakspfeifen aus Meerschaum. Die ersten Tabakspfeifen aus Meerschaum kamen 1723 in Gebrauch. Die erste wurde angefertigt durch den Schuhmacher Karl Kowats in Budapest, der sich in seiner freien Zeit mit Kunstschnitzerei beschäftigte. Dies erfuhr der Graf Andrassy, der von einer Reise nach Kleinasien ein Stück Meerschaum mitgebracht hatte. Er übergab dies dem Schuhmacher, um daraus irgend etwas zu schnitzen. Kowats kam auf den Gedanken, einmal eine Pfeife zu schneiden. Bei der Arbeit bemerkte er, daß der Meerschaum durch das Anfassen mit Pechhänden die Farbe verlor, daß aber die Pfeife dann durch Einreiben mit weißem Wachs ein viel schöneres Aussehen gewann. Die erste Pfeife, die Kowats schnitt, ist heute noch im Museum in Budapest zu sehen.

Fröhliche Ecke.

„Aber, Herr Krause, ich erlaubte Ihnen doch täglich nur ein Glas Wein, und nun finde ich Sie total voll?!"

„Jetzt ist doch Nacht, Herr Doktor!"

*

Die Gattin kam erschöpft nach Hause, warf den Hut auf den Tisch und sich selbst in den Klubsessel. Sie kam aus einer politischen Versammlung und begann sofort, dem Gatten, der verdrießlich und mit knurrendem Magen vor ihr stand, ihre politischen Ansichten auseinanderzusetzen. „Wir wollen das Land von Grund auf säubern," rief sie begeistert. „Eine vortreffliche Idee," brummte der langmütige Gatte, „ich wüßte nicht, was Ihr Besseres tun könntet. Nur hoffe ich, daß du mit unserem Schlafzimmer den Anfang machen wirst."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.